

BÜCHER

Psychische Effekte von Einkommensungleichheit

Rezension von: Richard Wilkinson,
Kate Pickett, *The Inner Level:
How More Equal Societies Reduce Stress,
Restore Sanity and Improve Everyone's
Well-Being*, Allen Lane, London 2018,
352 Seiten, gebunden, € 20,89;
ISBN 978-1-846-14741-8.

Das Buch „The Spirit Level“ (2009) von Richard Wilkinson und Kate Pickett stellte die sozialen Kosten von Einkommensungleichheit in der Gesellschaft dar. Seine zentrale These lautete: In Gesellschaften mit einer größeren Kluft zwischen Arm und Reich leiden Menschen eher an gesundheitlichen und sozialen Problemen. Niedrigere Lebenserwartung, höhere Raten von Kindersterblichkeit, Fettleibigkeit, Drogen- und Alkoholmissbrauch kennzeichnen sozial ungleiche Länder. Eine höhere Ungleichheit beschädigt fundamental soziale Beziehungen und senkt das gegenseitige Vertrauen der Menschen. In ungleicheren Gesellschaften findet sich eine höhere Zahl von Gewaltverbrechen.

Das Werk stieß viele gesellschaftspolitische Diskussionen an, und die These von sozialem Stress als mentale Krisenursache wurde breit rezipiert. Die Kritik, die den beiden Wissenschaftlern entgegengebracht wurde, betraf vorwiegend die Frage der Kausalität. Bestimmt Einkommensungleichheit die sozialen Probleme, oder

ist es umgekehrt, oder bedingen beide Variablen einander wechselseitig? Die zahlreichen Streudiagramme (Punktwolken), die Korrelationen zwischen sozialen Variablen und Einkommensungleichheit für verschiedene Länder darstellten, wurden oft fälschlich als kausale Zusammenhänge interpretiert, und mit Ironie wurde von einer „Theorie von allem“ gesprochen. Für SozialaktivistInnen war die frohe Botschaft jene von der Gleichheit, die uns allen guttut.

Der ambitionierte theoretische Anspruch, vielfältige und verwobene gesellschaftliche Zusammenhänge zu verstehen, wurde auch im neuen Buch der beiden AutorInnen nicht aufgegeben. Im Gegenteil, nun liegt mit „The Inner Level“ eine Fortführung des vormaligen Bestsellers vor. Die beiden SozialepidemiologInnen konzentrieren sich im neuen Buch auf psychische Effekte von Einkommensungleichheit auf Menschen. Die Fragestellung des Buches zielt darauf, wie Ungleichheit auf unsere Werte und unsere Hoffnungen, d. h. auf unser inneres Erleben, wirkt.

Das Buch ist in drei Teile gegliedert: Welche psychischen Effekte hat soziale Ungleichheit, welche gesellschaftlichen Auswirkungen hat Einkommensungleichheit, und im abschließenden Part werden mögliche Lösungen präsentiert.

In ungleicheren Gesellschaften ist der soziale Zusammenhalt schwächer. Ungleichheit führt zu Statusangst. Angst prägt dann das Selbstwertgefühl von Menschen und beeinträchtigt ihre sozialen Beziehungen. Die Angst wird auch an die eigenen Kinder weitergegeben. Ein niedriger sozialer Status

und das damit verbundene Inferioritätsgefühl können nicht durch eine Hebung des Lebensstandards behoben werden. Jene Menschen, die unten in der sozialen Hierarchie rangieren, fühlen sich als Versager. Dieses Ergebnis gilt unbeschadet ihres Wohnsitzes, und es ist unbenommen, ob sie aus Großbritannien, Norwegen oder Uganda sind. Niedrigere Selbstachtung und höhere soziale Scham verstärken das Auftreten von Depressionen und Angst in ungleicheren Gesellschaften.

Gerne hätte man mehr über die Mechanismen der Statusangst gelesen. Dass die Menschen zu Alkohol und Drogen greifen, weil sie so gestresst sind durch die Ungleichheit, leuchtet noch ein. Doch was genau erzeugt den sozialen Stress? Ein Vergleich der Konsummöglichkeiten gelingt jedenfalls besser in einander nahen sozialen Schichten. Die Armen haben hingegen kaum Vorstellungen vom Vermögen der Reichsten, und unwahrscheinlich ist, dass dies zu Statusängsten führt.

Pickett und Wilkinson beziehen sich auch auf die experimentellen Forschungsarbeiten des Sozialpsychologen Paul Piff. Dieser zeigt, dass reichere Menschen eher zu einem unethischen Verhalten neigen. In Experimenten verhalten sich Menschen mit teuren Autos egoistischer gegenüber Fußgängern und halten bei Fußgängerübergängen seltener. Doch ist dies tatsächlich auf Einkommensungleichheit zu beziehen? Oder könnte es sein, dass ein PS-starkes Auto den Wunsch nach einem dominanten Sozialverhalten reflektiert und dass sich dieser dann auch beim Nichtbremsen zeigt? Gerade Kraftfahrzeuge sind kein guter Indikator für soziale Klassen, weil ärmere Menschen manchmal bereit sind, großen Konsumverzicht für deren Er-

werb zu leisten. Gerade Statusangstabwehr kann sich in demonstrativen Luxusgütern äußern. Und manche reiche Menschen lieben einen vornehmen Habitus, der zwar weniger Mitgefühl als abgehobene Haltung anzeigt, aber jedenfalls soziale Distinktion erlaubt und auch bei ethisch richtigem Verhalten sozial beschämen kann.

Ärmere Menschen spenden einen größeren Teil ihres Einkommens als reichere. Dies mag mit der eigenen Angewiesenheit auf Unterstützung, aber auch mit einem Gemeinschaftsgefühl zu tun haben. Doch es gibt auch generöse Reiche. Gerade jene Reichen, die in der Philanthropie großzügig zu gestalten suchen, liefern ein problematisches, aber hegemoniales Legitimationsmuster für gerechtfertigten Reichtum.

Manche Experimente in der Sozialpsychologie können zudem nicht repliziert werden, was ihre Aussagekraft stark schwächt. Jedenfalls hätte ich eine vorsichtiger Interpretation der Ergebnisse gewünscht.

Wie soll Einkommensungleichheit gemessen werden, und wie wird sie in „The Inner Level“ gemessen? Pickett und Wilkinson halten sich mit dieser Frage leider nicht auf. Einkommensungleichheit wird gerne über den synthetischen Gini-Koeffizienten gemessen. Doch dieser Indikator hat Schwächen an den Rändern, bei Arm und Reich, d. h. genau beim Thema des Buches.

Bei einem Vergleich von breiten Einkommensgruppen, den oberen 20% im Vergleich zu den unteren 20%, werden gruppeninterne Unterschiede verfehlt. Doch diese sind gerade bei den einkommensstärkeren Menschen gravierend. Das oberste Prozent und insbesondere das oberste Promille reprä-

sentieren jeweils eine eigene Welt. Man hätte gerne gesehen, was sich in den Grafiken zu Ländervergleichen von Einkommensungleichheit und Gesundheitsproblemen ändert, wenn unterschiedliche Maßzahlen für die Einkommensungleichheit verwendet werden. Stresst es mehr, wenn das einkommensstärkste Prozent der Bevölkerung sich Yachten leisten kann, oder geht es um den Konsumvergleich beim Restaurantbesuch zwischen dem 90. Perzentil und dem 10. Perzentil?

In Deutschland lag das verfügbare Äquivalenzeinkommen 2017 nach EU-SILC bei monatlich 935 € pro Kopf¹ und das 90. Perzentil bei 3.340 €. Die Verhältniszahl liegt bei 3,6. Dies hat nichts mit den Unterschieden zwischen den Einkommensärmsten und den Millionären zu tun. Doch im ersten Fall wäre auch weniger von Einkommensungleichheit zu reden, sondern von Wahrnehmungs- und Anerkennungskonflikten in einer breit definierten Mitte in der Gesellschaft. Denn Statusangst bedingt allein terminologisch, dass ein Status vorhanden ist. Die Ärmsten in der Gesellschaft haben kaum einen und sind eher statusfatalistisch. Statusangst ist ein Kennzeichen einer aufstiegswilligen und abstiegsängstlichen Mitte.

Manche LeserInnen werden vielleicht auch nach der Lektüre von Pickett und Wilkinson nicht überzeugt sein, dass Einkommensungleichheit für so viele soziale Übel verantwortlich ist und dass es nicht eine Vielzahl von anderen negativen Einflussfaktoren gibt, die relativ wenig mit Einkommensungleichheit zu tun haben. Wenigstens ich zähle zu diesen Skeptikern. Meine Zweifel setzen insbesondere bei Fragen psychischer Erkrankungen und bei der Vermögensungleichheit ein.

So wird im Buch argumentiert, dass in gleicheren Gesellschaften etwa 8% der Bevölkerung an einer psychischen Erkrankung leiden, während es in den USA rund 25% sind. Die psychischen Erkrankungen reichen von Depression, Angststörungen, *Borderline*-Erkrankungen zu Schizophrenie und vielem mehr. Alle diese psychischen Gesundheitsprobleme seien häufiger in ungleicheren Gesellschaften zu finden. USA und Großbritannien stünden auf der einen Seite und die skandinavischen Staaten auf der anderen Seite des Verteilungsspektrums.

Doch schon die Definition von psychischen Erkrankungen ist schwierig und nur annähernd harmonisiert. Es gibt die in Europa gebräuchliche International Classification Diagnosis (ICD-10) und die in den USA verwendete Diagnostic and Statistical Manual for Mental Disorder (DSM-V) für die Beschreibung von psychischen Krankheiten. Deckungsgleich sind die beiden nicht, und psychische Erkrankungen müssen auch im jeweiligen kulturellen Rahmen gesehen werden. Die Krankheitssymptomatik ist sowieso nur unzureichend analytisch zerlegbar. Unbewusste Ängste sind beispielsweise an allen psychischen Erkrankungen im Kindesalter beteiligt. Und bei den Angstarten gibt es zahlreiche Unterschiede zwischen namenloser Angst, Schuldangst, Trennungangst, psychotischen Ängsten, schizoiden Ängsten.

Die Statusangst taucht im psychiatrischen Spektrum nicht auf. Am ehesten ist ihr die Schamangst verwandt. Diese wird hervorgerufen durch die drohende Gefahr von Bloßstellung und Demütigung. Sie tritt bei narzisstischen Störungen und sozialen Phobien auf. Und um Narzissmus mit seinen grandiosen Wünschen und Bildern geht es auch in

„The Inner Level“. Doch es ist hier eher ein umgangssprachlich geläufiger Begriff von Narzissmus und nicht das psychiatrisch genau definierte Spektrum der narzisstischen Persönlichkeitsstörung. Gemeint sind Personen, die glauben, etwas Besonderes oder mehr wert als andere zu sein.

Weitere Datenschwierigkeiten ergeben sich bei der internationalen Vergleichbarkeit von Krankheitsmessung. Und hier haben die AutorInnen einen mutigen Datenumgang, angesichts all der nicht zu leugnenden Datendefizite und Datenunterschiede. Sie präsentieren letztlich in erster Linie Belege für ihre Schlüsselthese, aber sie diskutieren leider nicht deren eventuelle intellektuelle Schwächen. Das Gefühl, welches beim Lesen entsteht ist, dass die Literatursichtung perspektivisch eingengt erfolgte.

Ich finde das Buch trotzdem empfehlenswert, weil es den Blick enorm weitet. In der ökonomischen Disziplin werden diese wichtigen gesellschaftlichen Themen vernachlässigt. Eine Vielzahl von Studien aus diversen Disziplinen wird zitiert. Dies erlaubt, eigenen Interessen weiter nachzugehen.

Für Vermögensfragen ist leider kein Raum im Buch vorgesehen. Ob dies schlicht an fehlenden Daten zu den Vermögenden liegt oder an einer bewussten Vorentscheidung für die Betrachtung einer Stromgröße, muss offenbleiben. Ein Land mit einer vergleichsweise niedrigen Einkommensungleichheit und einer relativ hohen Vermögensungleichheit, wie Deutschland, wäre aber bei sozialer Ungleichheit wo zu subsumieren? Ist es ein eher ungleiches oder ein eher egalitäres Land? Bei Pickett und Wilkinson ist es ein Land mit mittlerer Einkommensungleichheit.

Vermögenskonzentration wäre jedenfalls die entscheidende Referenz für Demokratie- und Machtfragen. Und aus Ohnmacht entstehen psychische Probleme. Statusvergleiche sind bei Vermögen nicht so leicht möglich wie bei Arbeitseinkommen. Vieles an Vermögen bleibt verborgen und neugierigen Blicken entzogen. Ein Aktienpaket, eine Unternehmensbeteiligung, aber auch ob sich eine Immobilie im Eigentum befindet oder nur gemietet ist, ist nicht vorab klar. Ein Statusvergleich müsste demnach indirekter verlaufen. Doch Statusängste gibt es auch beim Vermögen. Bei diesem läuft sie über Vorstellungen von Eigentum als Absicherung.

Das gesellschaftspolitische Ziel von Pickett und Wilkinson ist mehr Kooperation zwischen den Menschen und eine geringere Ungleichheit in der Gesellschaft. Die Auswege aus der Misere der Ungleichheit, welche die AutorInnen vorschlagen, sind eine Stärkung der Wirtschaftsdemokratie und eine größere Mitsprache der ArbeitnehmerInnen. Die Produktivität sollte dort steigen, wo sich Firmen zu Gemeinschaften wandeln.

Hat „The Inner Level“ das Potenzial, zu einem wirkungsmächtigen Bestseller zu werden, wie das Vorgängerbuch? Vermutlich nicht, denn dafür sind die inhaltlichen Überschneidungen mit dem Erstlingswerk zu zahlreich, und die These von den Vorteilen von mehr Gleichheit ist bereits zu geläufig.

Und wenn es stimmt, dass fast alle von mehr Gleichheit profitieren, dann stellt sich doch die weiterführende, aber vielleicht wichtigere Frage, warum wir dann so wenig davon sehen? Die soziale Ungleichheitsfrage hätte zuerst die extrem ungleichen Machtverhältnisse zu berücksichtigen und die weni-

gen verbliebenen Möglichkeiten einer geschwächten Demokratie.

Martin Schürz

Anmerkung

¹ Verfügbares Äquivalenzeinkommen =
Summe der verfügbaren Einkommen

eines Haushalts/Summe der Personengewichte eines Haushalts. Personengewichte: Person mit höchstem Beitrag zum verfügbaren Einkommen eines Haushalts 1,0; weitere Erwachsene und Jugendliche (ab 14 Jahren) jeweils 0,5; Kinder jeweils 0,3.

Wirtschaft&Umwelt

ZEITSCHRIFT FÜR UMWELTPOLITIK UND NACHHALTIGKEIT

Wir schreiben, was
Menschen & Umwelt
bewegt. In der Politik.
Im Betrieb. Im Leben.
Alle drei Monate neu.

**Für AK-Mitglieder
ist die Zeitschrift
kostenlos.**

Rufen Sie an oder schreiben Sie
uns unter 01/50165-12404 bzw.
wirtschaft.umwelt@akwien.at.
Bestellen Sie Ihr Gratis-Probeheft.

